

Wolfgang Huber

Predigt im Gottesdienst zum 50. Jahrestag der Sprengung des Garnisonkirchturms

Nagelkreuzkapelle Potsdam, 23. Juni 2018

Galater 5, 1. 13-14.

Liebe Gemeinde –

das Fundament blieb erhalten. Als in den letzten Monaten und Wochen 38 Betonpfähle 38 Meter tief in den Boden gelassen wurden, um dem neuen Turm der Garnisonkirche sicheren Halt zu verleihen, mussten die Bohrer zunächst das Fundament von 1730 durchschneiden und sich durch verdichteten Boden einen Weg bahnen. Denn die Sprengung vom 23. Juni 1968 hatte das Fundament keineswegs völlig aus dem Weg geräumt. Vielmehr gehen im Wiederaufbau das alte und das neue Fundament eine Verbindung ein.

Es geht nicht nur um ein Fundament aus Stein oder Beton. Es geht nicht nur um die Verbindung mit den Kräften der Geothermie, die aus der Tiefe heraufgeholt wird. Wir brauchen ein Fundament, das geistige Klarheit, ja die Klarheit des Glaubens verschafft.

Unentbehrlich ist ein solches Fundament angesichts der widersprüchlichen Signale, die von der wechselvollen Geschichte dieses Orts ausgehen. Friedrich Wilhelm I. war auf eine solche Klarheit aus. Er beharrte darauf, den Bau allein zur Ehre Gottes zu errichten. Diese Widmung wurde nicht immer geachtet. An uns ist es, ihr neuen Nachdruck zu verleihen. Immer wieder mussten und müssen wir – sei es nach rechts oder nach links – deutlich sagen: Wo Kirche draufsteht, wird auch Kirche drin sein.

Das Fundament, auf dem der neue Bau beruhen soll, beschreibt der Apostel Paulus mit folgenden Worten: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen! Brüder und Schwestern, ihr seid zur Freiheit berufen. Allein seht zu, dass ihr durch die Freiheit nicht dem Fleisch Raum gebt, sondern durch die Liebe diene einer dem andern. Denn das ganze Gesetz ist in dem einen Wort erfüllt: ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!‘“

Nicht um eine selbstgemachte Freiheit geht es; es geht um die Freiheit in Christus, der uns den Weg zur Freiheit weist. Die Menschenliebe Gottes in Person weist uns als seinen Ebenbildern den Weg: einen Weg der Liebe zum Nächsten wie zu uns selbst. Unsere Freiheit erfüllt sich nicht allein im Achten auf die eigenen Interessen, im Kreisen um das eigene Selbst, im Bedürfnis, nur uns selbst nahe zu sein. Diese Freiheit öffnet uns für unsere Mitmenschen wie für Gott, sie schließt die Beziehung zu anderen auf, wie sie auch der Gottesbeziehung Raum schafft. Dieser Turm wird zur Ehre Gottes wieder errichtet; und wer Gott allein die Ehre gibt, lernt dadurch, die gleiche Würde aller Menschen zu achten.

Besteht in der Freiheit, zu der euch Christus befreit hat. Richard von Weizsäcker, unserer früherer Ehrenkurator, hat darin den wichtigsten Satz der ganzen Bibel gesehen, eine Richtschnur für das Leben im Hier und Heute. Und von der alten Garnisonkirche konnte er sagen, in der Zeit von Diktatur und Krieg habe er hier den christlichen Gottesdienst kennen und schätzen gelernt. Auch heute kann uns die Kraft des Glaubens dabei helfen, in der Freiheit zu bestehen.

Sind wir im Blick auf diese Freiheit wirklich klüger als frühere Generationen? Sind wir wirklich so viel weiter, wenn es um die alleinige Ehre Gottes und die gleiche Würde aller Menschen geht? Auch heute und bei uns gibt es manche Götzen, denen wir uns willig unterwerfen, von der Herrschaft des Geldes bis zur Diktatur sozialer Netzwerke. Auch heute und bei uns kann Menschenfreundlichkeit in Menschenverachtung umschlagen; auch heute

und bei uns kann die Verantwortung für die Sicherheit unseres Gemeinwens die Form eines blanken Egoismus annehmen.

Würde sich das politisch unentbehrliche Augenmaß mit der Leidenschaft für die Mitmenschen verbinden, dann würde stärker in Möglichkeiten gedacht als in Verboten. Wäre unsere Kompassnadel auf das Bestehen in der Freiheit ausgerichtet, dann würden wir nicht nur Grenzen sichern, sondern auch das Schicksal der Menschen jenseits dieser Grenzen bedenken.

Deshalb wundert mich der Geist hochmütiger Überlegenheit, mit dem wir auf frühere Zeiten hinabschauen. Wenn die Scham über Untaten, die von unserem Volk ausgegangen sind, aufrichtig sein soll, muss sie sich doch mit der ebenso aufrichtigen Bereitschaft verbinden, unsere eigenen Fehler zu erkennen und sie abzustellen, so gut wir nur können. Solche selbstkritische Bescheidenheit stünde uns gut an. Bei aller Beschämung über die Irrwege der Vergangenheit können wir dann auch bereit sein, nicht nur im Bösen, sondern auch im Guten aus ihr zu lernen.

Der bedeutende Theologe Friedrich Schleiermacher schrieb vor mehr als zweihundert Jahren im Pfarrhaus der Garnisonkirche seine Reden über die Religion. Er verstand Religion als eine zeitgenössische und zeitgemäße Lebensorientierung, statt sie als ewig gestrig abzutun. Das steht auch heute an.

Vor fünfundsiebzig Jahren, in Deutschlands dunkelster Zeit, gab Henning von Tresckow an diesem Ort seinen Kindern nicht den preußischen Obrigkeitsgehorsam, sondern das Bewusstsein der Freiheit mit auf den Weg – jener Freiheit, der er wie andere sein Leben opferte: „Vom wahren Preußentum ist die Freiheit niemals zu trennen.“ Hoffentlich gilt das auch für die Deutschen von heute.

Die Glieder der Bekennenden Kirche, die während der Nazizeit im Potsdamer Stadtgefängnis einsaßen, hörten das Glockenspiel des Garnisonkirchturms als eine Melodie der Freiheit; und ihre Angehörigen hörten sie ebenfalls.

Im beschädigten, aber wiederaufbaufähigen Turm feierte eine mutige Gemeinde bis zur Sprengung heute vor fünfzig Jahren Gottesdienst. Und der

ebenso mutige Martin Kwaschik schrieb im gleichen Jahr auf eine Hauswand: „Es lebe der Prager Frühling“ und wurde dafür als Sechzehnjähriger ins Gefängnis gesteckt.

Er hielt sich damals an die Hoffnung auf einen Sozialismus mit menschlichem Gesicht, der Gerechtigkeit und Freiheit vereinen sollte. Auch mich – damals im Westen Deutschlands lebend – verband diese Hoffnung mit dem frühlingshaften Aufbruch in Prag. Zum ersten Mal dachte ich, dass jedenfalls die geistige Mauer zwischen Ost und West zum Einsturz kommen könnte, und war davon überzeugt, die Mauer aus Stein und Stacheldraht werde dann folgen. Mit solchen Hoffnungen fuhr ich im August 1968 mit meiner Frau zu einer Zelttour nach Skandinavien, ohne Telefon und Radio, von Internet ganz zu schweigen. In einer menschenleeren schwedischen Kleinstadt standen wir am 22. August 1968 vor den Aushängen der örtlichen Zeitung und versuchten zu entziffern, was die Panzer, die auf diesen Zeitungsseiten abgebildet waren, zu bedeuten hatten: das Ende des Traums von der Freiheit. Wenig später tauchte ein tschechischer Dissident bei uns in Heidelberg auf, der aus Prag geflohen war. Er hatte in den Tagen des 21. August die Menschen auf den Straßen Prags nach ihren Empfindungen und ihrer Haltung befragt und die Ergebnisse dieser Befragung gerettet. Ihre Hoffnung auf Freiheit wollten die Menschen auf Prags Straßen nicht aufgeben; aber sie wussten: nur gewaltfrei ließ sich diese Hoffnung erfüllen. Viel wurde getan, um dieser Hoffnung die Basis zu entziehen. Sogar Kirchen wurden im Jahr des Prager Frühlings gesprengt, in Potsdam, Leipzig und anderswo. Doch die Hoffnung auf Freiheit hat überlebt, ohne Gewalt. Auf diese Weise schlägt sich ein Bogen vom Prager Frühling zur friedlichen Revolution von 1989. Und zum heutigen Tag. Für uns ist diese Hoffnung zugleich eine Verpflichtung.

So besteht in der Freiheit, zu der euch Christus befreit hat. Amen.